

Können wir uns ändern?

Pro: Felix Ekardt

Contra: Sven Leunig



Foto: Felix Ekardt

Prof. Dr. Felix Ekardt leitet die Forschungsstelle Nachhaltigkeit und Klimapolitik in Leipzig und Berlin. Von ihm ist gerade „Wir können uns ändern: Gesellschaftlicher Wandel jenseits von Kapitalismuskritik und Revolution“ im Oekom Verlag erschienen.

pro



Foto: Sven Leunig

Dr. Sven Leunig ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena

contra

pro: Menschlicher Wandel ist extrem schwierig, und doch ist er aktuell so nötig wie selten. Die Wende zu einer nachhaltigeren Gesellschaft funktioniert beispielsweise nicht ohne einen neuen Lebensstil. Für rein technische Strategien ohne Verhaltensänderungen im Sinne von mehr Genügsamkeit ist die Herausforderung schlicht zu groß. Deutlich weniger Urlaubsflüge und Autos dürften allerdings ein Ende der Wachstumsgesellschaft zur Folge haben, zunächst einmal in den Industriestaaten.

Das Problem ist nur: Bislang hängen vom Wachstum zentrale gesellschaftliche Institutionen ab, etwa der Arbeitsmarkt, das Rentensystem, die Banken und das System der Staatsverschuldung. Alternativkonzepte für deren Befreiung vom Wachstumszwang sind über einzelne Ideen wie Arbeitszeitverkürzung bislang kaum hinausgekommen. Erst recht fehlen Konzepte für die schwierige Übergangsphase in die Zeit nach dem Wachstum – ohne massive Brüche und soziale Unruhen, wie wir sie in den Eurokrisen-Staaten erlebt haben, wo innerhalb kürzester Zeit Wachstum in Schrumpfung verkehrt wurde.

Viele Postwachstums-Anhänger sehen darin offenbar kein Problem. Letztlich werde die Schrumpfung schrittweise eine solidarische, gemeinwohlorientierte Ökonomie hervorbringen, sagen sie, einschließlich entsprechender politischer Mehrheiten. Ohne Kapitalismus wären die Menschen glücklicher, denn dann sei die Konkurrenzgesellschaft passé – und der Mensch sei primär kooperativ oder gar altruistisch und werde nur durch den Kapitalismus egoistisch deformiert.

Doch so einfach ist das mit dem Wandel dann doch nicht. Wie die Glücksforschung zeigt, ist Glück relativ. Glück macht also das Mithalten mit anderen, weniger der Malaysia-Urlaub an sich. Ein genügsameres Leben kann deshalb glücklich machen, wenn man sich anerkannt fühlt. Aber wenn Leute im Verhältnis zu ihrer Umgebung mehr haben, steigen häufig auch ihre Glückswerte. Und nicht jeder träumt davon, in Agrarkooperativen das eigene Essen anzubauen, statt in den kapitalistischen Supermarkt zu gehen.

Und so wichtig der kulturelle Einfluss etwa des Kapitalismus auch ist: Schon evolutionsbiologisch dürften Menschen eine gewisse Neigung zum Egoismus haben. Ohne direkt lebensgefährliche Bedingungen wie in der Steinzeit ist unsere Neigung zur Kooperation oft begrenzt. Besonders schwer hat es die Kooperation, wenn sie wie beim Klimaschutz weltweit stattfinden müsste – statt in relativ überschaubaren Kleingruppen wie in grauer Vorzeit. Mit klaren, durchaus kurzfristigen Eigennutzenkalkülen ist also zu rechnen, und das nicht nur bei Managern und Politikern.

Wir alle sind über Arbeitsplätze, Konsumwünsche oder Pensionsfonds mit der Wachstumswelt verflochten. Und wir agieren nur bedingt rational. Allzu menschliche Neigungen zu Bequemlichkeit, Gewohnheit, Verdrängung, Geltungsstreben und eingefahrenen Normalitätsvorstellungen erschweren jeden grundlegenden Wandel. Wenn ich mich im Februar-Regen in den Flieger nach Teneriffa setze, spüre ich von Klimakatastrophe und Wachstumsgrenzen zunächst nichts.

Dennoch ist Wandel möglich. Eigennutzenkalküle, Normalitätsvorstellungen und auch Werte können sich weiterentwickeln. Das geht freilich nur im Wechselspiel aller Akteure, da Politiker und Wähler – oder Unternehmen und Konsumenten – teuflerkreisartig aneinander gekoppelt sind. Deswegen ist ein Schimpfen auf Politik und Konzerne allein auch zu plump. Eine bessere Politik, die etwa die fossilen Brennstoffe weltweit schrittweise aus dem Markt nimmt, wird es nur geben, wenn wir alle sie durch unser alltägliches reales Tun, politisches Aktivwerden, Bündnisse schließen usw. auch real einfordern. Umgekehrt brauchen wir alle ebenfalls den Anstoß politischer Vorgaben.

Konzepte für Nachhaltigkeit und Postwachstum sollten allerdings nicht auf einen grundsätzlichen Wandel unserer Gefühlswelt oder auf ein künftig rein uneigennütziges Menschen hoffen. Sonst bleiben sie folgenlose Utopien. Und es könnte auch sein, dass wir zu langsam sein werden.

contra: Bei der Antwort auf diese Frage ist eine Differenzierung nötig bzw. eine Präzisierung, wer mit „wir“ gemeint ist. Denn es müssen sich ja nicht alle Menschen ändern – es gibt durchaus einige von uns, die aus einem Gefühl der Verantwortung für die Schöpfung oder einfach für nachfolgende Generationen heraus ökologisch sinnvoll handeln. Etliche andere unterwerfen sich schlicht einem gesellschaftlichen Normenwandel – es ist, jedenfalls in den gegenwärtigen west-, mittel- und nordeuropäischen Gesellschaften, eine anerkannte Norm geworden, seinen Müll zu trennen, um nur ein Beispiel zu nennen. Bei dieser sehr großen Gruppe von Menschen ist freilich, mangels eines „inneren Imperativs“, der sie dazu zwingt, sich auch unabhängig von gesellschaftlichem Druck nachhaltig zu verhalten, die Bereitschaft zu einem solchen Verhalten sehr stark vom a) wahrgenommenen Ausmaß dieses Drucks und b) der ebenso individuell wahrgenommenen Bedeutung konträrer Interessen abhängig. Sprich: Es ist unbequem, für den Weg zum Bäcker auf das Auto zu verzichten, obwohl dies natürlich sinnvoll wäre (sowohl für die eigene Gesundheit als auch hinsichtlich der Frage der Erhöhung klimaschädlicher Emissionen). Der „ökologische Fußabdruck“ sähe deutlich besser aus, würden wir uns umweltgerecht verhalten – allein, der

„innere Schweinehund“ hält viele von uns davon ab, weil uns der momentane, individuelle Nutzen eines nicht-umweltgerechten Verhaltens höher erscheint als der langfristige Nutzen (für unsere Nachkommen) des nachhaltigen Verhaltens. Darin liegt das zentrale Problem – ändern können wir (das heißt diejenigen, die einer solchen Änderung bedürfen) uns schon, nur fehlt für viele von uns der externe Anreiz, dies zu tun, bzw. ist dieser zu schwach, um gegenläufige individuelle Interessen zu verdrängen. Hinzu kommt das „umgekehrte Trittbrettfahrersyndrom“: Warum sollte gerade ich mich anders verhalten, solange dies nicht alle anderen auch tun? Ich hätte nur die individuellen Nachteile zu ertragen, ohne dass es den Lauf der Welt ändern würde, so eine weit verbreitete und kaum zu widerlegende Argumentation.

Zwar gibt es durchaus in vielen Staaten und Gesellschaften Wandlungsprozesse. Wie stark der „Beharrungseffekt“ bequemer, am individuellen, kurzfristigen Nutzen orientierter Denkweisen in vielen Gesellschaften ist, wird aber nicht zuletzt an der Wahl eines Mannes zum US-Präsidenten deutlich, der den Klimawandel für Unfug hält und auch im persönlichen Lebenswandel nicht gerade wie das Musterbeispiel eines an Nachhaltigkeit orientierten Menschen erscheint. Ebenso, wenn nicht noch mehr verstörend, wirken Bilder einer Pekinger (!) Autoschau des letzten Jahres, bei der das, wie der Kommentator meinte, größte Interesse der Käufer an SUVs und anderen PS-starken Fahrzeugen bestand – in einer Stadt, die schon seit gut 20 Jahren wie kaum eine andere an den unmittelbaren Folgen umweltschädlichen Verhaltens leidet. Wenn also nicht mal unmittelbares Leiden an den Folgen dieses Verhaltens Menschen in großer Zahl zum Umdenken bewegt, wie sollte man dann annehmen, dass das in Gesellschaften in ausreichendem Maße geschieht, die erst langfristig von den Folgen ihres Verhaltens betroffen sind? Und genau darum geht es: Viele, sehr viele Menschen müssten ihr Verhalten ändern oder dazu bewogen werden, wonach es freilich in der Gegenwart nicht aussieht. Zu viele gegenläufige Interessen, vor allem an gegenwärtigem materiellen Wohlstand, sprechen dagegen, dass sich Individuen von sich aus in ausreichender Zahl ändern bzw. politische Führungen sie mittels negativer wie positiver Anreize dazu bewegen. Damit wird es zugleich unwahrscheinlich, dass dies auch noch so rechtzeitig geschieht, dass die prognostizierten katastrophalen Folgen etwa des Klimawandels für einige Weltgegenden noch aufzuhalten sind. ■